

Berufungspastoral in der Pfarreiseelsorge

Von Eva-Maria Faber

(Vortrag anlässlich der IKB-Jahrestagung am 25. Oktober 2002: „Zeichen deuten: Krise als Gefahr und Chance“)

I. Krise – Umbruch: Enttäuschung einer Vision von Kirche

Wer fragt, wie es möglich ist, in der Pfarreiseelsorge einen fruchtbaren Boden für kirchliche Berufe zu schaffen, könnte seine Wünsche in eine enthusiastische Vision münden lassen: Wir brauchen so lebendige Pfarreien, dass viele junge Leute darin sich motiviert fühlen, sich für einen Dienst in der Kirche zum Aufbau von Gemeinden oder Gemeinschaften zu entscheiden.

Doch diese Vision dürfte bei vielen Insidern der Pfarreipastoral ein müdes Abwinken hervorrufen. Es ist heute schon schwierig genug, für begrenzte Aufgabenfelder Personen zu finden, die bereit sind, sich zu engagieren. Verbindlicher Einsatz, langfristiges Engagement, Übernahme von Verantwortung sind heute ein schwieriges Thema. Wie privatisiert sind viele Erwartungen, die an die Pfarreiseelsorge herangetragen werden! Menschen suchen Rituale je für sich und ihre Familien, von Gemeindebezug keine Spur. Wir träumten von mündigen Gemeinden, von Menschen, die nicht konsumieren, sondern selbst pastorale Verantwortung übernehmen, aber davon ist wenig geblieben. Die meisten suchen ja doch – immer noch und noch viel mehr als früher – nur die Dienstleistung der Kirche. Wo soll da ein Potenzial von Menschen sein, die es reizen könnte, einen kirchlichen Beruf zu ergreifen? In unserer von Individualisierungstendenzen geprägten Zeit ist jede und jeder ein Sonderfall und hat deswegen genug mit sich selbst zu tun, statt frei für den Dienst an anderen zu sein.

Stimmen des Bedauerns und der Klage – zugegebenermassen etwas dick aufgetragen. Doch dürfte in den beschriebenen Beobachtungen wohl tatsächlich eine Wurzel mancher stiller oder ausgesprochener Resignation und Trauer von Seelsorgern und Seelsorgerinnen in unseren Reihen liegen. Eine Vision von Kirche ist enttäuscht worden; viel Engagement für die Gestaltung lebendiger Pfarrgemeinden wird je neu enttäuscht.

Theologie und Seelsorge



Internetzeitschrift der Theologischen Hochschule Chur
www.thchur.ch

22. Februar 2003

Kann diese Situation eine Krise sein, die nicht nur Gefahr, sondern zugleich eine Chance darstellt?

Die Gefahr sehen wir zuerst. Wo jeder nur mit sich selbst beschäftigt ist, wo Menschen nicht mehr bereit sind, sich zu engagieren, da fehlt der Gemeinschaft etwas, das wird auf staatlicher wie auf kirchlicher Ebene spürbar. Die Individualisierungstendenzen heute scheinen den Gemeinschaftssinn und die Bereitschaft zu verbindlichem Einsatz für die Gemeinschaft auszuhöhlen. All unsere Versuche, dem gegenzusteuern, wirken vergeblich.

Doch möchte ich dazu einladen, den Stachel der Enttäuschung zum Anlass für ein neues Nachdenken zu nehmen.

In der Zeit, als die neuen Kirchenvisionen aufbrachen, in den Jahren um das II. Vatikanische Konzil herum, ging man davon aus, dass die Menschen, die bis dahin in der Kirche auf eine passive Rolle reduziert waren, zu begeistern wären für die aktive Übernahme von Verantwortung in der Gemeinde. Das Christsein als solches war selbstverständlich vorausgesetzt, und es schien, als müsse nur eine andere Gestalt des Christseins eingeübt werden, das mehr aktives Engagement einschliessen würde.

Inzwischen hat sich da einiges geändert (oder ist vielleicht nur offensichtlicher geworden). Wir haben heute einen Kreis von Menschen, die engagiert ihren Glauben leben und auch mehr oder weniger in der Gemeinde aktiv sind, sich jedenfalls als aktive Kirchenglieder verstehen. Es gibt dann aber auch zahlreiche Menschen, die anlässlich der sogenannten Kasualien auftauchen, um ein Sakrament bitten, ansonsten aber wieder in der Versenkung verschwinden. Und wir wissen nicht recht, was da sonst in ihnen steckt. Es sind die sog. Fernstehenden, die nicht aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen. Was sie in ihrem Leben an Religiosität leben, was in ihrem Leben Christsein heisst, bleibt uns verborgen.

Dabei ist es nun nicht so, als fände sich die Pfarreiseelsorge ohne weiteres mit dieser Situation ab. Nach unseren Vorstellungen soll die Kirche ja eben nicht eine blosse Dienstleistungsgesellschaft sein. Darum ist es in den letzten Jahrzehnten fast selbstverständlich geworden, dass wir die Sakramente nicht einfach nur feiern, sondern uns um einen redlichen Anweg bemühen. Katechetische Vorbereitungswege gelten als Chance, Menschen mehr in Kontakt mit der Pfarrei zu bringen: Mehrere Taufeltern werden zusammengefasst, Gläubige aus der Pfarrei werden mit einbezogen usw. Und wir versuchen Menschen zu verstehen zu geben, dass die Sakramente, insbesondere Taufe und Firmung wesentlich in ein kirchliches Engagement hineinführen, dass sie Eingliederung in die Kirche auch im Sinne eines aktiven Mitlebens in der Kirche bedeuten.

In dieser Ausrichtung der Pastoral stellt sich aber vielfach Ratlosigkeit ein. Dem eigenen Gefühl nach müsste diese Einladung zu aktivem Mitleben in der Pfarrei etwas sein, das

Menschen anspricht und das sie gut mitvollziehen können: sie werden nicht mit komplexen Glaubensfragen konfrontiert, sondern ganz schlicht mit der lebensnahen Einladung in die Gemeinschaft. Und doch kommt das gar nicht so richtig an. Die Menschen bleiben bei sich und ihrem religiösen Bedürfnis und sehen nicht recht ein, warum der Kirchenbezug dazugehören soll. Die Berufungspastoral in der Pfarrei könnte das resignierte Fazit ziehen: In diesem Kontext bleibt es eine Ausnahme, wenn ein Mensch darüber hinaus geht, einen Sinn für Kirche hat und bereit ist, sich auf eine kirchliche Berufung einzulassen.

Bleibt also nur die Resignation, oder die allenfalls kleine Hoffnung auf die wenigen, die immerhin doch noch da sind und sich für einen kirchlichen Beruf interessieren? Oder könnte der Widerstand so vieler Menschen, mit denen wir in den Pfarreien zu tun haben, *gegen* die gängigen Optionen der Pfarreiseelsorge ein Zeichen sein, das uns neue, andere Wege weist? Ist die allenfalls verhaltene Bereitschaft vieler Menschen, sich auf unser Werben für einen Gemeindebezug und darüber hinaus für einen kirchlichen Beruf einzulassen, ein Zeichen für uns, uns neu zu orientieren?

II. Zum Verständnis von Berufungspastoral

Bevor ich von dieser Problemskizze zu konkreten Impulsen weitergehe, sei in einer Zwischenüberlegung präzisiert, was ich unter Berufungspastoral verstehe. Das Ringen mit der Situation, in der sich immer weniger Menschen für den Weg als Priester, Diakon oder als Laie im pastoralen Dienst entscheiden, hat in den letzten Jahren nach meiner Beobachtung dazu geführt, dass diesbezüglich wieder vermehrt von den sog. besonderen Berufungen die Rede ist. Während das II. Vatikanische Konzil die Berufung *aller* Getauften zur Heiligkeit und zur Nachfolge Jesu herausstellte, scheint es heute dringlich zu sein, doch wieder mehr zu differenzieren. Geht nicht der Impuls, einen kirchlichen Beruf im engeren Sinn zu ergreifen, unter, wenn doch ohnehin alle berufen sind?

Ich halte diese Wende für ungut. Sie ist weder theologisch angemessen, wenn wir die Würde des Getauftseins ungeschmälert festhalten wollen, noch ist sie pastoral fruchtbar. Es ist eine merkwürdige Vorstellung, dass die Zahl der Berufungen zu spezifisch kirchlichen Berufen in dem Masse wachsen soll, wie den Gläubigen insgesamt der Würdetitel der Berufenen genommen wird.

So halte ich Berufungspastoral für eine Dimension, die die gesamte Pastoral durchzieht. Nicht, als sei sachlich alles Berufungspastoral, wohl aber in dem Sinne, dass Berufungspastoral sich nicht auf eine bestimmte Personengruppe einschränken lässt. Das Spezifische der sog. besonderen oder kirchlichen Berufungen ist nicht das Berufensein schlechthin, sondern die Gestalt, in die diese Berufungsgeschichte in puncto Lebensform und in puncto Beruf hineinführt. (Selbst bei der Frage nach der Lebensform liesse sich noch weiterfragen: Ist das Leben in einem Orden mehr explizit kirchliche Lebensform als das

Leben in einer sakramentalen Ehe?) Gewiss gibt es Unterschiede in der Weise, wie sich Menschen auf ihre Berufungsgeschichte einlassen, wie sie ihr Leben bewusst als Antwort auf einen Ruf Gottes gestalten, und gewiss ist bei kirchlichen Berufen durch die Ausbildungswege stärker gewährleistet, dass sich die entsprechenden Personen der Frage nach ihrer Berufung ausdrücklich gestellt haben. Das Rufen Gottes lässt sich aber nicht auf diese Personenkreise einengen.

Berufungspastoral muss umfassend ansetzen. Es gilt, allen Menschen zu helfen, ihre *je persönliche Berufung* zu entdecken und ihr zu folgen. Dabei umschließt diese Berufung sowohl den *Ruf in die Beziehung zum dreieinen Gott* als auch den *Ruf in die eigene Lebensaufgabe*, wie immer diese auch aussehen mag.

Diesen Ansatz bei einer umfassenden Berufungspastoral möchte ich im Folgenden unter drei Aspekten aufgreifen und ausführen, und zwar im Gespräch bzw. in kritischer Auseinandersetzung mit den oben beschriebenen Akzentsetzungen der Pfarreiseelsorge heute.

Ich stelle dabei nicht den Blick auf die Arbeit mit Jugendlichen (potentiellen Anwärtern auf kirchliche Berufe) in den Vordergrund, weil es mir eher um die Sorge um eine bestimmte Atmosphäre in den Pfarreien geht, die es ermöglicht, dass die einzelnen ihren Berufungsweg finden, und in der Jugendliche lernen, die Frage nach ihrer Lebensaufgabe zu stellen. Zudem wird die Berufungspastoral sich darauf einzustellen haben, dass die Kandidaten für kirchliche Berufe nicht so sehr unter Jugendlichen als unter jungen und nicht mehr ganz jungen Erwachsenen zu finden sind.

III. Je persönliche Berufung

Das Phänomen der Individualisierung hat in kirchlichen Kreisen nicht selten eine schlechte Presse. Individualisierung riecht nach Individualismus, und den können wir in der Kirche nicht brauchen.

Allerdings: Individualisierung und Individualismus sind nicht zwei Begriffe für die selbe Sache. Die Rede von Individualisierung beschreibt das Phänomen, dass Menschen heute ihr Leben nicht in vorgeprägten Bahnen führen können, sondern ihr Leben selbst gestalten müssen. Das hat mit Individualismus noch nichts zu tun. Zudem ist es nicht in das eigene Belieben gestellt, ob man sich auf diese Tendenzen einlässt – der Individualisierung entkommt heute niemand. In Anlehnung an Sartre formulieren die Soziologen Beck/Beck-Gernsheim: „Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt“¹. Es ist also wenig

¹ Ulrich Beck; Elisabeth Beck-Gernsheim: Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: dies. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994 (edition suhrkamp 1816), 10–39, 14.

hilfreich, das Phänomen der Individualisierung abzulehnen, wenn es vielmehr darum ginge, Menschen zu helfen, in dieser Herausforderung dennoch zu einer eigenen Identität zu finden und ihr selbst verantwortetes Leben nicht rücksichtslos auszurichten. Zudem liesse sich fragen, ob nicht der Anspruch, den je persönlichen Lebensweg zu gestalten, mit dem christlichen Anspruch einer Berufungsgeschichte konvergiert. Hat nicht der christliche Glaube zuhöchst individualisierende Tendenz?

Wir sollten uns in der Pastoral nicht dazu verleiten lassen, den Individualisierungstendenzen unserer Zeit einfachhin den Ruf in die Gemeinschaft entgegenzustellen. Damit kehre ich auch zur anfänglichen Situationsskizze zurück. Wir kommen den Problemen in der Pfarreiseelsorge nicht bei, indem wir immer noch mehr Nachdruck auf die Gemeindebindung legen. Das erweckt bei Menschen nur den Eindruck, wir seien halt auf uns als Kirche und Gemeinde fixiert und wollten nur konkrete Mitglieder rekrutieren. Zunächst einmal kommen diese Menschen mit ihrem Leben, das naturgemäss seine Schwerpunkte anderswo hat. Selbst ein aktiver Christ verbringt – statistisch gesehen – nur einen sehr geringen Anteil seines Lebens im Binnenraum einer Pfarrei. Den Grossteil ihrer Zeit leben Menschen in der Familie, im Beruf usw., dort liegen die Wurzeln für Freuden und Sorgen, denn dort liegt in der Regel die Zielrichtung ihrer Berufung auch im christlichen Sinn. Menschen wollen mit diesem Leben, das sie prägt und bewegt, angenommen und ernst genommen sein, wollen sich in dem angerührt und aufgehoben erfahren, was sie umtreibt und zuinnerst bewegt, was ihr jeweiliges Leben ausmacht – und sie zeigen sich zu Recht abwehrend, wenn sie statt dessen vornehmlich mit der Aufforderung konfrontiert werden, dass sie in ihrem Leben auch noch einen Kirchenbezug aufbauen sollen. Im übrigen wird die Erfahrung einer dienenden Kirche, die um das Wohl und Heil der einzelnen besorgt ist, mehr Bereitschaft zu eigenem Engagement wecken als die Begegnung mit einer Kirche, die solches Engagement unvermittelt einfordert.

Ich möchte noch einen Schritt weitergehen. Es ist nicht ein Nachgeben gegenüber Trends der Zeit und nicht nur eine Sache der Taktik, sondern von der Mitte des christlichen Glaubens her geboten, dass die Pastoral zuerst die einzelnen Personen in ihrer je persönlichen Situation in den Blick nimmt, bevor sie sie als potentielle aktive Glieder einer Gemeinde ansieht. Zum Glauben gehört konstitutiv die je persönliche Erfahrung, ganz persönlich angesprochen zu sein. Gott hat ein Auge auf jeden einzelnen Menschen geworfen und will Begleiter durch das persönliche Leben sein. Gerade dies macht ja den Kern der Berufungserfahrung aus: ich bin gemeint, die Berufung trifft unvertretbar mich persönlich.

In der Berufungspastoral im engeren Sinn wissen wir sehr wohl, dass hier der Keim für Berufungen liegt. Und wir bringen entsprechende Motive hier auch zur Geltung. Überschriften über Berufswochen, Kernsätze aus Schriftgesprächen usw. sind die persönlichen Zusagen der biblischen Botschaft: „Ich habe dich beim Namen gerufen“ (Jes 43,1). Dass in dieser Entdeckung der Ausgangspunkt für eine Lebensgeschichte mit Gott

liegt, gilt aber für alle Menschen und darf deswegen Grundbotschaft jeglicher Verkündigung sein.

Das sollte Grundbotschaft jeglicher Verkündigung gerade heute sein, denn auch und gerade in einer Zeit der Individualisierung ist die an die einzelnen gerichtete Zusage „Du bist gemeint“ nicht überflüssig. Gewiss erfahren sich Menschen heute auch in der Gesellschaft je einzeln und je persönlich herausgefordert, denn sie sind unausweichlich vor die Notwendigkeit gestellt, ihr Leben selbst gestalten zu müssen. Der Wahlbiographie, zu der sie genötigt sind, fehlt jedoch gerade das Entscheidende der Berufungsgeschichte: die Erfahrung persönlichen Angerufenseins und die Freude, den eigenen Lebensweg als Antwort auf den Ruf Gottes zu gehen. Im heutigen Kontext gehört dieses Moment zum Unterscheidenden eines christlichen Lebensentwurfes und muss entsprechend hervorgehoben werden. Wir würden Menschen etwas vorenthalten, wollten wir allein im Sinne eines Korrektivs zu unserer Gesellschaft die gemeinschaftliche Dimension der Kirche propagieren. Der Verkündigung ist unverzichtbar die Botschaft aufgetragen: *Du* bist gemeint, und die pastorale Praxis muss dies auch durch die Art, wie Menschen angesprochen werden, decken. Wo Menschen das Gefühl haben müssten, uns ginge es mehr nur um potentielle Gemeindeaktive als um sie selbst, wäre die Pastoral zu wenig transparent für den Gott, dem die einzelnen am Herzen liegen und der die einzelnen zu unterschiedlichen, je persönlichen Berufungswegen herausfordert.

Die Entdeckung des Gottes, der mich meint, ist der Keim einer jeden Berufungsgeschichte. Pfarreiseelsorge wird in dem Masse Berufungspastoral sein und den Boden dafür bereiten, dass Menschen sich für einen kirchlichen Beruf entscheiden, wie sie Menschen hilft zu entdecken: In meinem Leben – in der ganzen Breite meines ganz persönlichen Lebens will Gott mir zu tun haben, bin ich aufgehoben und mit neuer Würde beschenkt, bin ich herausgefordert, mir von ihm einen Auftrag zutrauen zu lassen.

Diese Botschaft ist vor allem der Einzelseelsorge aufgetragen, die meines Erachtens mehr Würdigung verdient hätte. In der Praxis hat die Einzelseelsorge zwar quantitativ eine hohe Bedeutung, doch viele Seelsorger und Seelsorgerinnen haben das Gefühl, sie müssten, wenn sie den einzelnen nachgehen, doch viel mehr von diesen einzelnen in den Gemeindeaufbau mitbringen, um nicht eine privatisiertes, heilsindividualistisches Christsein zu fördern. Dabei gehört es zum Christsein, zuerst und bleibend konstitutiv die Erfahrung zu machen: Ich bin gemeint.

Pastoral bewegt sich in der Spannung von Einzelseelsorge und dem Aufbau der Gemeinde. Beides steht an sich nicht in Konkurrenz zueinander. Der Aufbau einer tragfähigen Gemeinschaft erfolgt über die einzelnen, alles andere wäre eine ungute Flucht in Gemeinschaftlichkeit. Karl Rahner kleidete eine entsprechende Warnung in fiktive, an die heutige Kirche gerichtete Worte seines Ordensvaters Ignatius. Er beschreibt seine eigene Erfahrung der Gottunmittelbarkeit, der persönlichen Beziehung zu Gott und fragt: „Ist es

etwas, was in der Kirche heute und morgen mehr wieder zurücktreten wird, wo man die schweigende Einsamkeit vor Gott fast nicht mehr erträgt und in eine kirchliche Gemeinschaftlichkeit zu flüchten versucht, obwohl eine solche eigentlich doch aus geistlichen Menschen, die Gott unmittelbar begegnet sind, aufgebaut werden sollte²? Einzelseelsorge ist kein Verrat an der Sorge für den Gemeindeaufbau, sondern eine andere gleichberechtigte Dimension von Pastoral und Voraussetzung für Gemeindeaufbau.

IV. Ruf in die Beziehung

In der beschriebenen Spannung von Einzelseelsorge und Gemeindeaufbau spielt noch ein anderes Moment mit.

Etwas provokativ liesse sich die Konfliktsituation in manchen Zusammenhängen der Pfarreiseelsorge mit einem Gegensatz beschreiben, der eigentlich keiner ist, dennoch aber so empfunden werden kann: Die Menschen wollen religiös sein, während wir wollen, dass sie kirchlich und gemeindebezogen sind. Dieser Konflikt wird meist im Kompromiss gelöst: jede Seite gibt in bestimmten Hinsichten nach, vielleicht nur vorübergehend, um dafür das durchzusetzen oder zu bekommen, was sie für sich selbst wichtig findet. Dabei ist es die Crux der Pastoral, dass sie in der Regel am Ende nur vorübergehend erreicht hat, was sie langfristig anstrebte: den Pfarreibezug der Menschen.

Es lassen sich Gründe für die pastoralen Impulse zur Kirchlichkeit nennen. Vager und privatisierter Religiosität fehlt es womöglich an Verbindlichkeit, an Einsatzbereitschaft. Der christliche Ruf zur Nächstenliebe verbietet es, nur für sich selbst Heilsvollzüge zu suchen, ohne damit die Hinwendung zu anderen Menschen zu verbinden.

Dennoch sollten wir uns in dem „Tauziehen“ mit den Menschen nicht zu einfach machen, als wüssten wir uns ohnehin im Recht. Dürfen Menschen nicht von uns als Kirche zu Recht erwarten, dass wir in erster Linie Mystagogie betreiben? Einführen ins Geheimnis? Menschen fragen nach dem Segen Gottes, nach einer Feier, die das Leben aufbricht, nicht gleich nach Gemeinschaftsbindung. Wir sollten dafür Verständnis aufbringen! Dass ich mich an eine Gemeinde, an die konkrete Gemeinschaft der Kirche binden lassen soll, dass ich mich gar selbst in ihr einsetzen soll, sehe ich erst dann ein, wenn mir an einer anderen Stelle etwas klar geworden ist: dass mir im Glauben etwas Kostbares geschenkt ist, ein Schatz, den ich aber dann besser leben und pflegen kann, wenn ich die Gemeinschaft mit anderen Glaubenden suche. Zuerst müssen Menschen das Geschenk entdecken können, zu dessen Pflege es sich lohnt, die Gemeinschaft der Kirche zu suchen! Dann kann allmählich auch die Bereitschaft wachsen, selbst in dieser Gemeinschaft Aufgaben zu übernehmen – in der christlichen Berufung auch die kirchliche Berufung zu entdecken.

² Karl Rahner: Rede des Ignatius von Loyola an einen Jesuiten von heute. In: ders.: Schriften zur Theologie. Bd. 15. Wissenschaft und christlicher Glaube. Zürich: Benziger, 1983, 373–408, 377.

Gemeint ist nicht, beliebig religiösen Erwartungen nachzugeben. Doch die angemessene Antwort auf eine Religiosität, die eher vage einen Segen wovonher auch immer erhofft, ist nicht einlinig die Einladung in die kirchliche Gemeinschaft, sondern das Zeugnis für den Gott, der unseren Wunsch nach Segen mit sich selbst beantwortet und gerade so erst wirklich die Sehnsucht des menschlichen Herzens stillt. Wenn wir an den Gott glauben, der jeden einzelnen Menschen ruft und mit jedem Menschen etwas vorhat, dann ist die erste Aufgabe der Pastoral nicht der Versuch, eine vage Religiosität zu einer kirchlichen Religiosität zu formen. Vielmehr dürfen wir Menschen entdecken helfen, dass das Heilige, das sie suchen, ihnen mit einem Antlitz und einem Ruf begegnet. Berufungsgeschichten fangen damit an, nicht mit der blossen Einsicht, dass in der Kirche Aufgabenfelder warten. Die Berufung steht vor der Sendung.

Das erste ist die Entdeckung: „Ich bin gemeint, bin hineingerufen in eine personale Beziehung“. Gerade deswegen beinhaltet ja die Erfahrung von Berufung die Einsicht: „Ich kann mich nicht entziehen“. Das Argument: diese Aufgabe kann auch jemand anders übernehmen, ist in der Phänomenologie der Berufung kein Argument, denn es geht nicht zuerst um die Aufgabe, sondern um das persönliche Gegenüber zwischen dem Herrn und dem- oder derjenigen, der/die in die Jüngerschaft hineingerufen ist. Demgegenüber ist die konkrete Aufgabe zunächst zweitrangig. Daher ist in der Regel die Gewissheit, den Lebensweg in der Jüngerschaft Jesu gehen zu dürfen, früher als die Klärung dahingehen, wozu genau ich berufen bin. Diese Reihenfolge ist angemessen – und wir tun gut daran, in der Berufungspastoral diese Reihenfolge einzuhalten. Die Berufung steht vor der konkreten Gestalt der Sendung. Darum sollte es das erste Bemühen der Pfarreiseelsorge sein, für eine Kultur der Gottesbeziehung zu sorgen. Das erste ist nicht das Werben für Aufgaben und Engagements, sondern die Ermutigung zur Suche und Pflege der eigenen Spiritualität. Wenn sie das ist, was der Name sagt: Aufmerksamkeit für den Geist, dann wird die Konsequenz des Einsatzes für die Glaubensgemeinschaft nicht ausbleiben.

Die konkrete Gestalt von Engagements, Aufgaben, Berufen ist gegenüber dem Ruf und dem Hören des Rufes sekundär. Von Seelsorgern und Seelsorgerinnen ist damit eine gute Portion Indifferenz verlangt. Als diejenigen, die im kirchlichen Bereich arbeiten und Verantwortung haben, stehen wir leicht in Gefahr, die konkreten Aufgaben zu wichtig zu nehmen: wir brauchen Menschen, die in den Pfarreien Dienste übernehmen, wir brauchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche. Zudem steht in unserem eigenen Leben die konkrete kirchliche Aufgabe alltäglich im Vordergrund. Vermutlich verschiebt sich biographisch im Laufe von Berufungsgeschichten fast natürlicherweise der Akzent von der Berufung zur Sendung, zur konkreten Aufgabe. Steht am Anfang das Glück des Angerufenseins, so wird – hoffentlich – später das Glück der anvertrauten Aufgabe erfahrbar und rückt sich in den Vordergrund. Das ist normal – und doch:

Für die *eigene* Berufungsgeschichte ist wichtig, das Glück des Angerufenseins, des Hineingerufenseins in eine Beziehung nicht zu vergessen: das Glück der anvertrauten

Aufgabe ist ein Glück in der Gemeinschaft mit dem sendenden Herrn. Wo die Sendung sich von der Berufung loslöst, wo die Hörweite zum Rufenden verloren geht, dort bricht die Basis weg, auf der die Sendung gelebt werden soll – und so ist es für die eigene Berufungsgeschichte unverzichtbar, hier achtsam zu sein und nicht die Aufgabe absolut zu setzen (was in vielerlei Hinsicht problematisch ist!).

Vor allem aber ist es für den *Dienst an den Berufungsgeschichten anderer Menschen* wichtig, nicht zuerst den kirchlichen Beruf im Blick zu haben. An uns ist es, Menschen in die Beziehung zum rufenden Herrn zu führen. Wohin er ruft, das ist seine Sache.

V. Ruf in die eigene Lebensaufgabe

Wohin er ruft, das ist seine Sache – gewiss aber ist, dass er in eine konkrete Lebensaufgabe ruft: aus der Beziehung wächst die Sendung. Diese Gewissheit darf uns bestimmen. Nicht wir müssen mit dem Zeigefinger kommen, der auf die Verpflichtung weist, wir dürfen vertrauen, dass die Begegnung mit dem sendenden Herrn selbst die Frage nach seinem Willen für das eigene Leben weckt: „Was willst du, das ich tun soll“ (Apg 9,6 [sekundäre Textzeugen]).

Die Antwort auf diese Frage zu geben, liegt nicht an Seelsorgerinnen und Seelsorgern. Wohl allerdings kann ein Boden bereitet werden dafür, dass diese Frage ernsthaft gestellt wird (und auch dafür, dass ein kirchlicher Beruf als möglicher Inhalt der Antwort in den Blick kommen kann). Dazu abschliessend noch einige Überlegungen.

Es bedarf in der Kirche einer Kultur des Fragens nach dem, was Gott von uns will. Jeder Mensch darf im eigenen Leben entdecken, dass es einen Platz gibt, an den er oder sie gestellt ist, wo die eigene Berufung liegt. Jeder Mensch sollte an Wegkreuzungen des Lebens fragen: Welches ist meine Aufgabe, zu der ich berufen bin?

Wir sollten nicht zu schnell sagen: die meisten Menschen sind dafür gar nicht offen.

Menschen sind heute durchaus dafür sensibel geworden, dass sie selbst dafür verantwortlich sind, ihr Leben sinnvoll zu gestalten. Unter verschiedenen Formulierungen zum Thema Sinn des Lebens findet die Formulierung „Das Leben hat nur dann einen Sinn, wenn man ihm selbst einen Sinn gibt“ heute am meisten Zustimmung³. Christlich gesehen wird dem oft und auch zu Recht entgegengestellt, dass man Sinn geschenkt erhält und ihn nicht machen kann. Und doch hat die Auffassung, das Leben habe nur den Sinn, den man

³ In einer neueren Untersuchung in der Schweiz konnten dieser Formulierung 79% aller Befragten zustimmen, der Formulierung „Für mich hat das Leben nur einen Sinn, weil es Gott gibt“, hingegen nur 21,2% (Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut [Hrsg.]: Lebenswerte. Religion und Lebensführung in der Schweiz. Zürich: NZN, 2001 [SPI-Publikationsreihe 6], 33).

ihm gibt, durchaus Berechtigung. Bei genauem Hinsehen haben Menschen heute oft nur noch viel zu wenig begriffen, wie wahr diese Auffassung ist. Es kommt entscheidend darauf an, wie man sie interpretiert. Vielfach kommt dabei heraus: Das Leben hat nur den Sinn, den man aus den verschiedenen Sinnangeboten zusammenstellt. Ich glaube aber, dass sich durchaus vermitteln lässt, dass dies doch nicht genügen kann. Denn auf diese Weise bleibt das Ich letztlich nur oberflächlich beteiligt – und es könnte sich recht plötzlich und schmerzlich herausstellen, dass dieser Sinn sehr wenig mit mir zu tun hatte, so dass er mir auch abrupt wieder genommen werden kann. Sinn lässt sich nicht hier und dort pflücken und verzehren, wie Äpfel vom Baum. Es gilt, die radikale Bedeutung des Satzes: „Das Leben hat nur den Sinn, den man ihm gibt“ zu erhellen: Dein Leben hat nur dann einen Sinn, eine Richtung, wenn du dich bemühst, alles von einer Mitte her zu gestalten. Nur dann wirst du nicht gelebt, sondern lebst. Dies legt das Suchen einer Lebensaufgabe nahe, nach dem, wofür es sich lohnt, das eigene Leben einzusetzen. (In diesem Rahmen könnte es auch möglich sein, junge Menschen zum Thema Verbindlichkeit hinzuführen. Du hast Angst, Dich festzulegen und zu entscheiden – aber Du kannst Dein Leben auch verpassen, wenn Du Dich nicht bindest. Es gilt, in zunächst begrenzten Zusammenhängen die Erfahrung zu ermöglichen, dass es sich lohnt, sich zu entscheiden.)

In unseren Pfarreien leben, da bin ich zuversichtlich, viele Menschen, die bereit sind, die Frage nach ihrer Berufung, nach ihrer Lebensaufgabe (ihren Lebensaufgaben) zu stellen, Menschen, die durchaus in ihrem Herzen die Frage nach dem, was ihnen aufgetragen ist – wohin Gott sie ruft – bewegen.

Das Bewusstsein, dass zu einer christlichen Berufung (so sehr sie erst einmal in eine Beziehung hineinstellt) auch ein konkreter Auftrag gehört, wäre in der Pfarreiseelsorge in einer grossen Breite und betont im Blick auf die alltäglichen Lebensaufgaben von Menschen zu pflegen. Trotz der entsprechenden Aufbrüche des II. Vatikanischen Konzils steht die Sendung der Kirche in die Welt nicht sehr im Mittelpunkt kirchlichen Lebens. Im Binnenraum der Pfarreien interessiert eher das, was die einzelnen zum Leben der Gemeinde beitragen, nicht wie sie z.B. ihren Beruf als Berufung leben. Wo Pfarreiseelsorge sich darum sorgt, dass die einzelnen ihre Berufung leben, wird deren alltäglicher Auftrag mehr Wertschätzung und Beachtung finden. Menschen müssen spüren können, dass uns nicht nur der Ausschnitt ihres Lebens interessiert, der mit der Pfarrei zu tun hat; das Pfarreileben muss gerade auch für das ausserpfarrelliche Leben Hilfen und Impulse anbieten (Christsein in der Arbeitswelt usw.). Bezeichnenderweise benennen Menschen in Gesprächen mit kirchlichen Vertreterinnen und Vertretern oft sehr bald Punkte, von denen sie glauben, dass sie von kirchlichen Erwartungen abweichen: wir gehen sonntags nicht regelmässig in den Gottesdienst. Das ist Signal dafür, dass solche Menschen von uns den Eindruck haben, uns interessiere nur, wie sie sich zum kirchlichen Leben stellen, nicht das, was ihren eigenen Lebens- und Berufsalltag ausmacht. Wenn umgekehrt in der Tat auch recht schnell konkrete Erwartungen hinsichtlich von pfarrlichen Engagements zur Sprache kommen, wird dieser Eindruck in fataler Weise noch verstärkt.

Ich glaube, dass Menschen heute immer noch zu sehr das Gefühl haben, es gebe eine christliche und kirchliche Normbiographie, der sie mit ihrem säkularen alltäglichen Leben nicht entsprechen, so dass sie gar nicht erst den Mut finden, sich selbst als Berufene anzusehen, die ihren persönlich geprägten Weg suchen müssen und ihre Berufung gerade in ihrem komplexen Alltag leben dürfen.

Es bedarf in der Kirche einer Kultur der Suche nach dem, wofür einzusetzen sich lohnt, eine Kultur der Suche nach dem Willen Gottes. In einer solchen Atmosphäre wird es dann immer auch Menschen geben, die auf dieser Suche entdecken, dass sich für sie eine Lebensform und ein Beruf in der Kirche nahe legt, dass der Ruf Gottes sie in diese Richtung führt.

Was wir als Kirche, als Seelsorgerinnen und Seelsorger, als Christen und Christinnen in dieser Hinsicht zu „liefern“ haben, ist das Anschauungsmaterial dafür, dass eine kirchliche Berufung und Aufgabe möglicher Inhalt einer solchen Lebensaufgabe ist – und dass dies eine *schöne* Lebensaufgabe ist.

Mein Beitrag hat eher am Rande von solchen ausdrücklich kirchlichen Berufungen gesprochen. Ich bin der Überzeugung, dass wir uns nicht zu einseitig nur um sie sorgen dürfen. Es geht nicht darum zu suchen, wer unter den vielen berufen ist, um dann diesem ausgewählten Kreis Hilfe und Begleitung anzubieten. Vielmehr geht es um die Suche nach denjenigen, die unter den Berufenen zu einem Dienst in der Kirche gesandt sind.

Diese zu einem kirchlichen Dienst Berufenen aber dürften sich am ehesten in einer Kirche finden lassen, welche die einzelnen erfahren lässt, dass sie von Gott gewürdigt, beschenkt und gerufen sind:

- in einer Kirche, die Menschen mystagogisch in die Beziehung zum rufenden Gott hineinführt (und dabei an die religiöse Offenheit unserer Zeit anknüpfen kann),
- in einer Kirche, in der allen Glaubenden zugetraut und zugemutet wird, ihre persönliche Sendung zu finden und zu leben.